Ansprache zur Vernissage von Ferdinand Arnold, 16. März 2007, Galerie Gersag, Emmen

Liebe Gäste der Galerie Gersag, liebe Freundinnen und Freunde Ferdinand Arnolds, lieber Ferdinand,

Die Bilder von Ferdinand Arnold sind mir seit vielen Jahren vertraut, ich möchte Ihnen daher erzählen, was sie einem geben können, wenn man im Alltag mit ihnen zusammen lebt. Kunstwerke sind mit unseren Lebenserfahrungen verbunden, und ich habe eine hilfreiche Orientierung, wenn ich sie unter der Optik des Lebens nach ihren Wirkungen befrage. Wenn ich mich neuen Bildern gegenübersehe, denke ich jeweils darüber nach, was mir gerade dieser Künstler, diese Künstlerin zu geben vermag.

Sie kennen Kunstwerke, welche unsere gesellschaftliche Realität thematisieren, aufzeigend oder Missstände anklagend. Denken Sie an die Ausstellung von Käthe Kollwitz zum dreissig jährigen Jubiläum in dieser Galerie. Andere Werke schlagen Verbesserungen vor und stellen Utopien in den Raum. Es gibt Bilder, welche die Tiefe der Träume und der Phantasie widerspiegeln, andere zeigen uns die sinnliche Vielfalt der Natur und öffnen uns dafür die Augen. So wirken Bilder als Spiegel oder als Ausgleich zur gesellschaftlichen, psychischen oder naturhaften Wirklichkeit.

In diesem Panorama der Möglichkeiten hat die Malerei Ferdinand Arnolds ihre eigene zeitgenössische Kraft, uns etwas zu geben. Sie mögen sich fragen, was diese grauen und rosa Felder mit ihren Gruppierungen von Farbkörpern zu tun haben sollen mit unserer Lebenswelt. Welche Wahrnehmungen werden hier gespiegelt, was wird ausgeglichen, eingeklagt oder erzählt? Welche Utopie gar wird entworfen?

Ferdinand Arnold schreibt in den Texten, die seine Arbeit kontinuierlich begleiten: „Ich schaue in die Welt, schaue was geschieht, ununterbrochen.“ „Ich bin drin in der Welt, bin alledem ausgeliefert, in extremem Masse.“ Der Künstler spricht von der Wahrnehmung der Welt, welche er als ein pausenloses, ihn umflutendes Geschehen erlebt. Die Komplexität und technisierte Künstlichkeit unserer Umwelt werden dabei eine grosse Rolle spielen, daher erscheint mir dieses Erleben sehr zeitgenössisch. Auf der anderen Seite steht die hohe Empfindsamkeit des Künstlers, seine Fähigkeit zu empfangen.

In frühen Arbeiten, von 1974 bis 1992, suchte der Maler diese Welt mit gegenständlichen Bildern einzufangen. Was er sah, gestaltete er im Bild nicht als ordnender Herr der Lage, vielmehr sah er sich als Empfangenden, welcher die Flut der Eindrücke ungefiltert einströmen lässt. Schon bei jenen frühen notierenden Bildern verzichtete er offensichtlich auf einen Überbau an Ideen und Werten. Eine wichtige Konstante in seiner Arbeit ist das Vorhaben, diesen Verzicht auf Ordnungssysteme künstlerisch zu erforschen.

In der Hinwendung zum Ungegenständlichen, seit 1992, entsteht aus der Not der vielen Eindrücke ein anderer Bildsinn. Immer noch scheint diese Not, so meine ich, der Auslöser des Malens zu sein, aber die Realität ergiesst sich nicht mehr leinwandfüllend in das Rechteck des Bildfeldes. Auf der hellen Fläche der Leinwand geschieht vorerst gar nichts. Zum Bildthema geworden, erweist sich der nun meist hellgraue, manchmal hellrosa Grund überraschend als aktiver Gegenpol der bedrängenden Flut der Empfindungen. Dieser ursprüngliche monochrome Bildgrund bleibt bis am Schluss des Malprozesses sichtbar als ruhiger Gegenpol zur Aussenwelt.

Nach den langen Wegen durch die Stadt ist das Atelier der Ort, an dem das Aufgenommene absinkt, versinkt im Inneren, bis alles verschwunden ist. Das Verklingen der Geräusche lässt die Stille hervortreten als Ausgleich zur Hektik der technisierten Welt. Es ist die Stille des schöpferischen Ursprungs, an die wir hier erinnert werden. Sie ist eine der Gaben dieser Malerei, die bekommt, wer sie auf sich wirken lässt. Aus ihr kann sich auf dem begrenzten Bildfeld die Wirklichkeit neu zeigen und formen. Das Bild kann hier, weit unten, beginnen. Was beginnt, ist kein Abbilden mehr. Es geht

aber immer noch um das Erfassen oder um das Entstehen von Welt. Um etwas, das einem gegenübersteht und fest steht. Es entspringt aber nun der elementaren Geste des Aufzählens.

Die empfängliche Stille des mittelhellen Bildgrundes nimmt die Farben auf. „Ich will den Farben Orte geben," schreibt Ferdinand Arnold. „Ich nehme mir nichts Bestimmtes vor — ausser, Farbe auf eine Fläche aufzutragen." Der Maler horcht auf die Farben, die aus der Offenheit erscheinen wollen. Die Farbkörper werden aus dieser wachen Bereitschaft geboren, ihre Anzahl bleibt immer überschaubar, ihr Erscheinen strahlt eine innige Konzentration aus. Sie sind von grosser Klarheit und leuchten als neu auf die Welt gekommene, schauen einen an mit einem ersten aufmerksamen Blick.

Schauen wir noch genauer darauf, was uns mit den Farben gesagt wird! Welche Empfindungen lösen sie aus? Jede Farbe scheint mir ihren eigenen, unverrückbaren Ort zu haben und ihr eigenes, spürbares Gewicht; so wie Dinge der Natur, Steine oder Holzstücke, welche über lange Zeit von Naturkräften geformt und bewegt worden sind. Sie sind angekommen aus einer langen Geschichte des Abwägens und Formens. Das Aufbringen der Farbe als Vorgang und ihre Materialität sind präsent. Jeder Farbstein gewinnt Kraft aus sich selber. Die Farbgewichte sind da als einfache und herbe Tatsachen, je einzeln, zusammengekommen auf dem einen Grund.

Es fällt auf, dass jeder Farbton nur einmal vorkommt, nahe beieinander liegende Werte steigern noch das charakteristische Klingen jedes einzelnen Tones. Jede Farbe leuchtet, lauter oder leiser, mit ihrem eigenen Licht, hebt sich vom Grundton ab oder versinkt fast in ihm. Ein ruhiges und freies Nebeneinander zeichnet die Begegnung der Elemente aus. Die Farbindividuen sind beieinander in einem schwebenden, gelösten Zusammensein. Einige scheinen einer natürlichen Anziehungskraft zu folgen, die sie sich berühren lässt, andere stehen in einer grösseren Differenz.

Unter der Optik des Lebens geben uns diese Konstellationen die Empfindung von Freiheit, von Frieden auch. Der Wunsch wird angesprochen, da sein zu können ohne den Zwang einer Rechtfertigung oder eines Zwecks innerhalb eines verordneten Systems. Wir werden erinnert an die ursprüngliche Einmaligkeit jedes Lebewesens, an ein elementares, naturhaftes Sein, ein friedliches Zusammensein ohne Kampf.

Wenn Sie durch die Ausstellung gehen werden, werden Sie feststellen, dass die Bilder sich unterscheiden in ihrer Melodie, ihrem Klang. Es gibt strenge und milde, kraftvolle und sanfte, verspielte und konzentrierte. Sie werden Bilder finden, die Ihrem eigenen Lebensklang eher entsprechen als andere. Ich lade Sie herzlich ein, nach Ihrer Melodie zu forschen.

Zum Schluss möchte ich Ihnen einen kurzen Text des italienischen Philosophen Giordano Bruno vorlesen, der mir eine untergründige Verbindung zum Sinn dieser Bilder zu haben scheint. Giordano Bruno wurde 1548 in Süditalien geboren und starb in Rom im Jahre 1600 auf dem Scheiterhaufen der Inquisition.

„Dieser Stein oder jenes Stück Holz gelten mir als Licht. Und fragst du mich, wie dies geschieht, so lässt mich die Vernunft antworten, dass mir beim Schauen aus diesem oder jenem Stein vieles entgegenkommt, das mich erhellt. Ich nehme nämlich wahr, dass er in sich selber gut und schön ist, in sich selber eines, sich in seiner ihm eigenen Gattung und Art unterscheidet von Gattung und Art der übrigen Dinge, dass seine Einzahl, die ihn einmalig macht, ihn zusammenhält, er nicht aus seiner Ordnung weicht, und, gebunden an die Eigenschaft seines Gewichtes, seinen Platz einnimmt."

Kathrin Stotz, Februar 2007